



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Sitteratur

Manas. Gedanken über das Seelenleben unsrer Zeit. Von August Niemann. Berlin, Philosophisch-historischer Verlag (Dr. R. Salinger), 1894

Manas, so belehrt uns der als Novellist bekannte Verfasser im Vorwort, nannten die indischen Weisen die Menschenseele in dem gegenwärtigen Stadium ihrer Entwicklung, wo sie noch der rechten Geistigkeit ermangle; er habe diese Bezeichnung gewählt, weil er beim Nachdenken über die Menschenseele, wie sie jetzt beschaffen ist, „der Perspektive auf höhere seelische Entwicklung nicht vergessen möchte.“ Das Büchlein besteht aus einer Reihe von Plaudereien, teilweise in Gesprächsform, über Seelenfragen und Zeiterscheinungen und ist von Anfang bis zu Ende anziehend und unterhaltend geschrieben, darum aber nicht leicht; der Verfasser kennt die Seele wie die Welt und dringt tief ein in die vorliegenden Probleme. Wir freuen uns, bei ihm eine ähnliche Auffassung des sittlichen Fortschritts, des Bösen, der Freiheit zu finden, wie sie von anderer Seite in den Grenzboten vertreten worden ist, und vertraute Gedanken hier und da erweitert und vertieft zu sehen, wobei freilich große Meinungsverschiedenheiten im einzelnen bestehen bleiben. An manchen Stellen glauben wir ein leises spöttisches Lachen zu vernehmen, z. B. wenn der Verfasser im Gespräch mit einer Venetianerin, ihrem Beichtvater Konkurrenz machend, die Gottesliebe als das einzige wahre Glück der Seele preist und als den Kern der platonischen Liebe, nach der sein schönes Beichtkind gefragt hatte; dagegen ist es ohne Frage vollkommen ernsthaft gemeint, wenn auf S. 156 gesagt wird, gute Verdauungs- und gute Zeugungskraft seien die Grundlagen alles menschlichen Glücks. Sehr hübsch liest sich die Schilderung der trübseligen Lustigkeit unsrer heutigen Studenten und die Verteidigung der Frauen gegen die Angriffe Friedrich Wischers auf ihre Modethorheiten; vielleicht finden feinsühlende Frauen die Verteidigung etwas stark, wenn als tiefste Quelle der Puzucht die echte und wahre Frömmigkeit aufgedeckt wird. An dieser Stelle ist Niemann der zur Höflichkeit bekehrte Schopenhauer. Aus der humorvollen Kritik des Naturalismus, dessen Entstehung sehr scharfsinnig erklärt wird, wollen wir einen Satz anführen: „Ich muß gestehen — sagt Niemann —, daß mir ihr (der Naturalisten) Programm, dem ich völlig zustimme, weit mehr imponiren würde, wenn es von einem einzigen Künstler und nicht von so vielen ausginge. Es ist nicht natürlich, daß so viele große Männer auf einmal auftreten. Die Natur ist sparsam mit Genies, ein [?] Genie aber ist erforderlich zu einem echten und rechten Naturalisten.“ Der Abschnitt über den Pessimismus beginnt mit einem kleinen thatsächlichen Irrtum. „Ein wichtiger Kopf hat einmal gesagt, wer vergnügte Tage verleben wollte, müßte zu den Pessimisten nach Berlin gehen. Sie wohnen elegant, sie überarbeiten sich nicht, sie diniren bei Dressel und Hiller, sitzen in den Premieren u. s. w.“ E. von Hartmann selbst, der aber nicht bei Dressel dinirt, sondern in seiner Arbeit und in seinem Familienkreise sein Glück findet, hat geschrieben: wer glückliche Leute kennen lernen wolle, möge nur zu den Pessimisten kommen, und hat dadurch seine eigne Theorie ad absurdum geführt.

Wie es sich bei einem originellen und geistreichen Buche von selbst versteht, fordern viele Stellen den lebhaftesten Widerspruch heraus. So ist es z. B. zwar richtig und auch schon in diesen Blättern hervorgehoben worden, daß das, was der heutige Staat unter Religion versteht, so ziemlich das Gegenteil von dem Christen-

tum Christi ist; aber die Kirchen schätzt Niemann doch zu niedrig, wenn er sie als reine Erwerbsanstalten auffaßt. Anlaß genug haben sie freilich zu einer solchen Verkennung ihres Wesens gegeben; die evangelische Kirche Deutschlands noch am wenigsten, die römische, die russische, die englische desto mehr.

Orientreise Sr. kaiserlichen Hoheit des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus Alexandrowitsch von Rußland, 1890 bis 1891. Im Auftrage Sr. kaiserlichen Hoheit verfaßt von Fürst G. Uchtomskij. Aus dem Russischen übersezt von Dr. Hermann Brunnhofer. Leipzig, F. A. Brochhaus, 1893

Wer sich an schönen Bildern und lebhaften, warmen Schilderungen ergötzen und die Welt Süd- und Ostasiens unter einem ganz ungewohnten Gesichtspunkt betrachten will, der schene nicht vor den tönenden Phrasen des Höflings zurück, die sich besonders in den ersten Abschnitten breitmachen. Je weiter er in dem prachtwoll ausgestatteten Buche vordringt, um so mehr wird er sich angezogen fühlen. Dem fürstlichen Verfasser sieht er endlich die ermüdend wiederkehrenden Hyperbeln des offiziellen Hofhistoriographen nach, wenn er in dem Hauptabschnitt des ersten Bandes, dem über Indien, die verständnisvolle, feine Beobachtung, die besonders die Stimmungen der historischen Landschaften zu erfassen weiß, und die poetische Schilderung findet. Dem deutschen Leser wird die russische Auffassung, die sich besonders in den politischen Bemerkungen über Indien vor- drängt, ungewohnt vorkommen, aber es lohnt sich, sie kennen zu lernen, denn sie hat ihre tiefe Berechtigung. Wir haben oft und zu oft Indien und überhaupt die asiatischen Dinge durch englische Brillen angesehen, hier können wir erfahren, wie sie sich durch russische ausnehmen. Daß sich der Russe so sehr als Asiate fühlt, daß er sich in Indien sogar heimatlich berührt meint, ist jedenfalls interessant. Die Bemerkungen in diesem Sinne S. 265 u. f. sind politisch ebenso lehrreich, wie die mehrmals wiederkehrenden Ausfälle gegen katholische Einrichtungen, die die Stellung der einen christlichen Großmacht zur andern in der Auffassung des Russen beleuchten. Auf die den zweiten Band füllenden Kapitel über Ostasien sind wir gespannt; liegt doch Ostasien den Russen in jedem Sinne noch näher.

Ulanenbriefe von der ersten Armee. Von Moriz von Berg. Drei Teile in einem Bande. Bielefeld, Ernst Siedhoff, 1893

Der pseudonyme Verfasser dieser Briefe hat als Rittmeister und Eskadronchef im Hannoverischen Ulanenregiment den deutsch-französischen Krieg in der Nordarmee mitgemacht und mit seiner Schwadron an den Kämpfen um Amiens teilgenommen. Er hat damals die Briefe aus den vielfach wechselnden Quartieren an seine Mutter gerichtet und sie nun aus deren Nachlaß herausgegeben, wie er bescheiden sagt, als „ein Stimmungsbild aus den Tagen der herrlichen Zeit.“ Das Buch ist aber mehr als ein bloßes Stimmungsbild, es zeigt uns das Leben eines frischen, mutigen und geistvollen Reiteroffiziers, der mit seinen kocken Ulanen immer an der Spitze der vorrückenden Armee bald rekognoszierend, bald verschleiend, bald requirierend die Landstriche Nordfrankreichs durchstreift. „Sorge dich nicht zu sehr — schreibt er im Anfange des Feldzugs an die Mutter —, ich habe immer im Leben gefunden, je mehr man sich um etwas bangt, je leichter passiert etwas Unangenehmes, und ein Ulan mit Sorgen, das ist wie ein Hahn ohne Schwanz.“ So taucht er mit seinen Ulanen bald hier bald da auf, unerwartet und unerwünscht, und lernt Land und Leute gründlich kennen. Heute liegt er in einer elenden Bauernhütte, morgen

in einem glänzenden Schlosse. Das einmal giebt es vierundzwanzig Stunden nichts zu essen und zu trinken, und dann findet sich wieder alles, was nur das Herz eines Feinschmeckers entzücken kann. Die Schilderungen dieses wechselvollen Reiterlebens sind mit gutem Humor gewürzt. Der Verfasser gehört zu den Leuten, die trotz der pfeifenden Kugeln und einschlagenden Granaten keine „Nerven“ haben. „Auch ein höherer Offizier — erzählt er einmal — kam in dieser halben Stunde, die dieser Gefechtsmoment uns zu dauern schien, an die Schwadron heran, bat blaffen Gesichts um Feuer, konnte aber absolut die Cigarre nicht zum Brennen bekommen, und tags darauf wußte er gar nicht, daß er bei der Schwadron überhaupt gewesen war. Ja, gute Nerven zu haben, ist eine schöne Sache.“ Besonders interessant sind die Stellen, wo der Verfasser kleine Reiterstückchen schildert. Seine Mannen merken eines Tages, daß sich die Franktireurs mit den Flügeln der Windmühlen Zeichen geben, da sich diese trotz der Windstille bald hier bald da drehen. Seitdem werden überall sofort die Windmühlen besetzt und die Müller verhaftet. Bei Varennes wird auf eine Patrouille geschossen. Der Rittmeister verlangt als Strafe dafür zweitausend Franks von der Gemeinde und, nachdem diese Summe bezahlt ist, noch ein gutes Frühstück auf dem Marktplatz für seine ganze Schwadron. Außerdem nimmt er sich aus dem frühern Postgasthause, wo Ludwig XVI. auf der Flucht gefangen gehalten wurde, den seidnen Bezug des Königstuhls mit. Eines Tages bekommt er den Befehl, den Feind glauben zu machen, daß eine Reihe Dörfer von deutschen Truppen besetzt sei. Sogleich stellt er vor ein Dorf seinen Lazaretgehilfen mit dem Infanteriehelm und einem langen Stück Holz über der Schulter. In den andern Dörfern tauchen die Mannen abwechselnd auf und jagen sogar noch durch die Dörfer im Rücken des Feindes, sodaß die ganze Bewegung der Deutschen verhehelt wird. Von einem Landwehrmajor erzählt er folgenden Scherz. Als dieser mit seiner Truppe in Hoye einrückte, fielen den Leuten die Stiefel fast von den Füßen; neue Stiefel zu bekommen war aber nicht möglich. Da lockte der Major durch ein schönes Konzert seiner Musikkapelle die Bewohner auf den Marktplatz, ließ dann die Zugänge absperrn und zwang die Bewohner, während der lustigen Musik ihre Stiefel mit denen der Landwehrmänner zu tauschen. Die Geschichte ist aber dem Landwehrmajor übel vermerkt worden.

Daß sich ein so thatendurstiger Reiterführer wie der Verfasser nach einer großen Attacke sehnt und den Kleinkrieg auf die Dauer satt bekommt, ist erklärlich. Er klagt darüber, daß die Kavallerie während des Krieges von den höhern Stellen nicht richtig verwertet worden sei, und daß man die ganze Arbeit immer nur der Infanterie und der Artillerie überlassen habe. „Ist denn das Blut des Kavalleristen ein andrer Saft! ruft er ärgerlich aus, als das der vielen für ihren Beruf gefallnen Helden der Fußtruppen?“ Endlich, am 18. Januar, kommt es bei Tertry-Poenvilly zur Attacke. „Wollen Sie attackiren? fragte der Major. Mit Wonne! rief ich. Ich schwenkte ein, gewann die Höhe, Galopp, und dahin zogen wir. Ich war der Eskadron wohl fünfzig Schritt voraus, und da war es doch ein eigentümliches Gefühl, gegen diesen schießenden Haufen allein anzureiten. Nun kam mein Kommando: Marsch, marsch! und wir waren mitten in dem Karree drin. Im ersten Moment sahen uns die Feinde nicht. Da mochte uns einer erblicken, schoß, und nun ging das Geschieße los, aber ehe sie noch recht zum Zielen kamen, da waren wir auch schon mitten zwischen ihnen. Die ersten fünfzig, die noch einzeln liefen, ritten wir über, den nächsten Haufen, wohl eine Kompagnie, welche Karree formirten, ritten wir um, da — auf einmal ein Krach, und meine Koriande überschlug sich mit mir, und ich lag darunter.“

Die Schilderungen der Landschaften, der Schlösser und ihrer Bewohner sind frisch und anschaulich. Vielleicht wird manchem Leser auffallen, daß der Rittmeister so wenig von seinen Untergebenen erzählt und fast nur von Grafen und Baronen spricht. Aber man darf nicht vergessen, daß die Briefe an eine Frau gerichtet waren, bei der der Mensch wohl erst beim Baron anfangen mochte.

Beiträge zum Verständnis der tragischen Kunst. Von Dr. H. F. Müller. Wolfenbüttel, Julius Zwißler, v. F.

Der Verfasser bekämpft in einer sehr lebhaften, bisweilen fast des Gegenstandes nicht mehr ganz würdigen Sprache falsche Auffassungen von dem Wesen des Tragischen, die in der letzten Zeit aufgetaucht sind und sich am entschiedensten in dem Buch von Günther „Grundzüge der tragischen Kunst“ (Leipzig, W. Friedrich, 1885) ausgesprochen finden. Vor allem wendet er sich gegen die verkehrte Ansicht, daß tragische Schuld nicht ohne sittliche Schuld denkbar sei oder beide gar eins seien (!), und an dem Drama der Griechen und unsrer Großen zeigt er, daß der Begriff des Schicksalsdramas, in dem Sinne Schillers gefaßt, durchaus nicht echter dramatischer Kunst und wahren dramatischem Leben widerspricht. Denn was heißt Schicksal? Der Verfasser giebt eine verständige Antwort auf diese Frage, indem er es erklärt als „die moralische Notwendigkeit,“ einen Zwang, der sich — abgesehen von den Leidenschaften und dem physischen Zwang, mit denen der tragische Held im Kampfe liegt — zugleich im Innern des Helden geltend macht und von außen auf ihn wirkt, von außen auch sich dem Helden schließlich enthüllt als das sittliche Weltgesetz, die im Innersten waltende Ordnung.

Drei Vergleiche zwischen der Dreistie des Aeschylos und Goethes Iphigenie, dem König Oedipus des Sophokles und Schillers Braut von Messina, dem Hippolyt des Euripides und Racines Phädra erläutern im einzelnen die Gedanken des vorangestellten Hauptaufsatzes „Was ist tragisch?“, besonders die Fragen nach dem Verhältnis von Schuld und Sühne und dem von Schicksal und Schuld.

Vasantasena oder Das irdene Wägelchen. Ein altindisches, dem König Cudraka zugeschriebenes Schauspiel. Frei wiedergegeben von Michael Haberlandt, Dr. phil. Leipzig, G. A. Liebestind 1893

Den meisten Lesern der Grenzboten wird die schöne indische Dichtung bekannt sein; hat sie doch im vergangenen Jahre mit großem Erfolg die Kunde über eine ganze Reihe deutscher Bühnen gemacht. Leider in einer teils ins Sentimentale gezogenen, teils mit Lustspieleffekten belebten Bearbeitung. Wer sie möglichst unverfälscht genießen will, dem sei die Haberlandtsche Übersetzung in der zierlichen Ausstattung des Liebestindschen Verlags empfohlen: er wird eine Fülle fremder und doch unmittelbar wirkender poetischer Schönheiten, überraschender Bilder aus dem täglichen Leben und auch glücklicher Lebensweisheit finden und sich an der fast Shakespeariischen dramatischen Unmittelbarkeit wahrhaft erfreuen.

Lenz in Briefen. Von Dr. F. Waldmann. Zürich, Sterns litterarisches Bulletin der Schweiz, 1894

Die Briefe des Geniekreises sind vielleicht der charakteristischste Ausdruck jenes neuen Geistes des achtzehnten Jahrhunderts, der sich gewaltsam durch die starre Schulüberlieferung durchbrach. Wenigstens sind die Überschwänglichkeit des Gefühls, die Vertiefung, oft Bergrübelung in das eigne Ich, das nervöse Hin- und Her-

jagen von einem Gedanken zum andern, das stürmische Freundschaftsbedürfnis und dazu die wilde Ungebundenheit der Form nirgends so deutlich beisammen ausgeprägt wie in den Briefen der Zeit. Und wie war mit der Fähigkeit, der Lust, sich im Briefe unverfälscht zu geben, die Korrespondenz gewachsen! Lavater klagt einmal, daß zweihundert Briefe vor ihm lägen, die Antwort verlangten, ein andermal waren es, wenn man ihm glauben darf, gar fünfhundert geworden, sodaß er zu dem verzweifeltsten Mittel greift, alle Welt nur zu bitten, keine Antworten mehr von ihm zu erwarten!

Die Briefe von Lenz, meist geistige Segen, und alle Briefstellen über ihn hat der Herausgeber des vorliegenden Büchelchens zusammengestellt oder doch wenigstens das wichtigste aus ihnen abdrucken lassen und damit einen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des unseligen Mannes geliefert, der einem kleinen Kreise von Litterarhistorikern willkommen sein wird, für einige von den Jüngstdeutschen aber von tieferer Bedeutung sein kann. Wie hoch hat Lenz in der Achtung und der Liebe der Genies gestanden! Allen galt er als zweiter Goethe, als Bruder von Goethes Geist, Goethe selbst, erzählte man sich, habe die eigne dramatische Zukunft an ihn abgetreten, seine anonymen Dramen galten nicht nur bei Männern des alten Kanons wie Nicolai und Wieland, sondern vielfach auch im eignen Kreise als Goethische Schöpfungen, Boie konnte einen Brief nach Weimar schicken „An Lenz oder Goethe. Weimar“ — und dieses Ende! Genial war Lenz, aber auf einem Genie ohne Mäßigung, ohne Vernunft ruht kein Segen, sondern geradezu ein Fluch.

Die Briefstellen aus dem Kreise der Freunde enthalten verschiedene wertvolle Urteile über Lenz und werfen von vielen Seiten charakteristische Lichter auf ihn. Goethe hat sich immer nur zurückhaltend und meist mit leiser Ironie über ihn ausgesprochen, richtig sagt Lavater einmal: „Er hat zu wenig Vernunft, zu wilde Stofkraft, um jemals ein ganzer Dichter zu werden. Sonst Genie, wie wenige —“ und „Ich bedauere den Vernunftlosen, Edeln! Ja, gewiß Edeln! Wenn er keinen Freund hat, der ihm immer rät, eh er was thut, wird er ewig zu unersehbaren Beeinträchtigungen anderer verdammt sein. Solche Vernunftlosigkeit mit so viel tiefem Blick — hab ich noch nie beisammen gesehen. Was ich an Lenzens Stelle thäte . . . ich schrieb »Geschichte meiner Stourderien« — — durchgelesen von Goethe.“ Bühler urteilt Wieland von ihm: „Er hat viel Imagination und keinen Verstand.“ Persönlich hat ihm jeder nur gut sein können, selbst Wieland, den er scheußlich gekränkt hatte, bekennet in vertrautem Tone an Merck, ihn lieb gewonnen zu haben: das kindlich-hilflose in seinem Wesen mußte überall eine Art von Mitleid erregen und das natürlich-einfältige an ihm alle einnehmen, die zu Herder schwuren.

Die vorliegende Sammlung enthält 114 Seiten Text, ist höchst bescheiden ausgestattet und kostet ungebunden — sieben Mark. Hält der Verleger den zu erwartenden Leserkreis für lauter Kapitalisten?

Über Goethes Hermann und Dorothea. Von Viktor Hehn. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Albert Reizmann und Theodor Schiemann. Stuttgart, Cotta, 1893

Dieses Büchlein, das jetzt nach dem Tode des Verfassers erscheint, ist bald fünfzig Jahre alt, aber das thut seinem Werte keinen Abbruch: es enthält das Beste, was zum Verständnis von Hermann und Dorothea geschrieben worden ist. Schon in seinen „Gedanken über Goethe“ hatte Hehn gezeigt, wie innig und tief er sich in Goethes Art versenkt hatte; mit demselben gründlichen Verständnis, demselben seinen Gefühl für deutsche Art, demselben hohen künstlerischen Sinn dringt

er auch hier in Goethes beste Schöpfung ein, und seine Sprache ist auch hier schon von dem unbewußten Adel erfüllt, der gegenüber dem geistreich tändelnden Flittergeschwätz manches „führenden“ Litterarhistorikers doppelt wohlthut.

„Noch ist die Arbeit, Goethe in das Bewußtsein der Nation einzuführen, lange nicht vollendet. Wer die herrschende Bildung beobachtet hat, muß gestehen, daß die große Mehrzahl gar nicht ahnt, wieviel sie an Goethe besitzt.“ Klingen diese Worte, als ob sie 1850 geschrieben worden wären? Haben sie nicht heute noch volle Geltung? Diese Arbeit aber darf nicht unterbleiben, sie ist der notwendigste Bestandteil an dem geistigen Ausbau der Nation, an dem die letzten Jahrzehnte, wo nicht abgebröckelt, so doch nur Flickwerk angefügt haben. Hahn wird hier einer der besten Helfer sein; indem er das eigentümlich Deutsche des Lebenskreises von Goethes Dichtung empfinden lehrt, die tiefe, warme Sittlichkeit des Gedichts darlegt, das Wesen epischer Schilderung überhaupt ergründet, indem er die Vorzüge der Dichtung aus Goethes epischer Natur und seiner echt deutschen Art erklärt, führt er den Leser überall den richtigen Weg zum wahren Verständnis. Als Meister der Form zeigt er sich am reinsten da, wo er den Gang der Fabel entwickelt; aber auch die Charaktere hat noch niemand so sauber aus der Handlung herausgeschält, geschweige denn, daß es jemand verstanden hätte, dem Leser Luft und Duft des Ganzen, den einfachen Sittenzustand und die bürgerlich-bäuerliche Lebenssphäre so einatmen zu lassen.

Wo Hahn geschichtliche Urteile fällt, wird man ihnen nicht überall beistimmen können. In dem Abschnitt „über die Wahl des Stoffes“ charakterisirt er die Aufgabe Englands, Frankreichs und Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert einseitig und besonders England gegenüber ungerecht; fast etwas deklamatorisch klingt die übertriebne Schilderung der geistigen Erstarrung Deutschlands im siebzehnten Jahrhundert. Auch Goethes politischem Sinn wird er nicht gerecht.

Von den Herausgebern hat die Hauptarbeit A. Leizmann gethan: er giebt am Schluß eine Reihe von Anmerkungen, wo dem Leser auf jede etwa auftauchende äußere Frage rasch Antwort wird und er manche Hinweisung auf verwandte Ausführungen in den „Gedanken über Goethe“ findet. Hier erfahren wir auch, daß Hahns Manuskript nur „fast ganz“ druckfertig vorgelegen hat. Hätte es Hahn selbst in Druck gegeben, so würde er wohl noch einige Wiederholungen getilgt und verschiednes, was sich jetzt in dem fortlaufenden Text wie eine unwillige Unterbrechung, ein glossenhafter Einfall ausnimmt, wenigstens als Anmerkung haben drucken lassen. Ein paarmal haben die Herausgeber falsch abgesetzt.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig